

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 14 (1938)

Heft: 44

Artikel: Johann August Sutter : der König von Neu-Helvetien [Fortsetzung]

Autor: Zollinger, James Peter

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754321>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johann August Sutter

DER KÖNIG VON NEU-HELVETIEN

VON JAMES PETER ZOLLINGER

Copyright 1938 by Guggenbühl & Huber
Schweizer Spiegel Verlag, Zürich
Übersetzt von Anna R. Zollinger-Escher

8. Fortsetzung

Das Kriegsgericht in Washington fand Frémont grober Insubordination, der Meuterei und eines halben Dutzend anderer schwerer Vergehen schuldig. Doch wurde er im Hinblick auf seine Verdienste als Erforscher des Landes der Gnade des Präsidenten empfohlen. Frémont erwartete bestimmt, daß Präsident Polk dieses Urteil umstürzen werde. Polk aber bestätigte es, wenn er schon dem Gefangenen die Strafe erließ. Worauf Frémont in einem Wutanfall seinen Offiziersrang dem Präsidenten vor die Füße warf.

5. Uebergänge

Besonders dringend brauchte Sutter um diese Zeit, Mitte 1847, Holz für hundert verschiedene Zwecke: für die neuen Baulichkeiten, welche immer wieder notwendig wurden, für Fässer, Schindeln, Floße und Schiffe, für Wagen, Spinnräder und Webstühle, für Pumpen zum Bewässern der Gemüsegärten, für Zäune, zum Brennen von Holzkohle für die Schmiede, Eichenrinde für die neu eröffnete Gerberei. Kundschafter gingen deshalb von neuem in die Berge, um gutes Bauholz ausfindig zu machen.

Aber trotz all dieses emsigen Tuns und Treibens kann man doch kaum sagen, daß der Wechsel des Regimes einen grundsätzlichen Wandel in Neu-Helvetien hervorgerufen habe. Es war bloß neuer Wein in alten Schläuchen...

Wie am Anfang seines Unternehmens, so hing Sutter auch jetzt noch größtenteils von der indianischen Arbeitskraft ab. Immer noch waren nur wenige der Indianer geneigt, dauernd zu arbeiten. Diese ständigen Helfer waren entweder ehemalige Missionsindianer oder Waisen, die von Sutter erzogen worden waren. Während der Arbeitszeit mußten die Indianer von britten *Vaqueros* unablässig bewacht werden; und, um ein Entweichen während der Nacht zu verhindern, war es nötig, sie im Fort einzusperrn, wo sie zusammengepfercht in einer Ecke des Hofes oder in einem abgeschlossenen Raum schliefen. «In diesen Schlafräumen», erzählt der Glarner Heinrich Lienhard, der eine Zeitlang die Schlüssel verwaltete, «gab es weder Betten noch Strohhalm, und es war jedem überlassen, nach seinem Belieben auf dem Boden zu lagern. Oeffnete ich dann am Morgen die Türe, so quoll mir ein eigentümliches Aroma entgegen, da keine Abtritte eingerichtet waren. Wie diese Räumlichkeiten nach 10 oder 14 Tagen ausgesehen haben mögen, kann man sich vorstellen, denn bald wurden sie nicht gereinigt».

Allgemein ließen die sanitären Verhältnisse im Fort viel zu wünschen übrig. Der Mangel einer Kanalisation, die eigenartige Weise der Indianerfütterung, der Ziehbrunnen in der Mitte des Hofes, aus dem alles Trinkwasser kam und in dem gelegentlich ein Stinktier oder anderes Geschöpf ertrank, der Haufen von Schlachtabfällen hinter dem Fort, der die *Coyotes* (Wüstenfüchse) und andere Aasfresser anlockte, die dann durch Abflußöffnungen in der Mauer krochen und sich in Küche und Vorratskammern schlichen, wenn sie dieselben unverschlossen fanden, — all das erklärt zur Genüge, warum von Zeit zu Zeit Typhus und andere Epidemien Neu-Helvetien heimsuchten.

Auch jetzt, mitten in der lebhaften Betriebsamkeit und dem neuen Wachstum der Nachkriegszeit, senkte sich der Giftthauch des Fiebers wieder auf die Kolonie und richtete namentlich unter den Indianern die furchtbarsten Verheerungen an. Die Feldarbeiten, das Schneiden, Binden und Dreschen des Weizens kamen fast

völlig zum Stillstand. Der Arzt des Forts, Dr. Bates, war beinahe Tag und Nacht angespannt. Sutter selbst begleitete ihn täglich bei seinen Krankenbesuchen; denn trotz der elementaren — aber leider einzig wirksamen — Methoden seiner Indianerbezähmung, zeigte er stets ein tiefes persönliches Interesse am Wohlergehen seiner Wilden und großes Gefallen an diesen faulen, aber nichtsdestoweniger liebenswürdigen und unverdorbenen Kindern der Natur.

Die Seuche dauerte den ganzen Sommer hindurch und bis weit in den Herbst und Winter hinein. Noch im September, nachdem die Ernte schon im Juni begonnen hatte, stand ein Drittel von Sutters Weizen allen Wintern ausgesetzt im Felde. Traurig schrieb er an Leidesdorff: «Ich muß leider sagen, daß ich wegen der unter den Indianern grassierenden Seuche mindestens 3000 Fanegas (4800 Scheffel) Weizen auf der Scholle verlieren werde; während einiger Wochen hatte ich kaum 20 oder 25 Indianer und Arbeit für mehr als 200.» Und er fügt bei: «Die Zeiten sind nun vorüber, da man mit Indianern auskommen konnte; was wir jetzt brauchen, sind Schneide- und Dreschmaschinen.» Diese Zeiten waren in der Tat vorbei, freilich in einem ganz andern Sinne, als Sutter hier andeutete. Die Ernte dieses Jahres war die letzte, die überhaupt in Neu-Helvetien eingeheimt wurde, und die Maschinen, die bald zur Verwendung kommen sollten, waren geschaffen, eine goldene Ernte zusammenzuraffen, welche nicht auf Halmen, sondern tief in der Erde gewachsen war —

Um diese Zeit standen auch zehn oder zwölf schweizerische Landsleute in Sutters Diensten, einige davon in verantwortungsvollen Posten. Der Aargauer Samuel Kyburz, der eine Zeitlang Hausmeier gewesen, versah nun verschiedene andere Aemter. Die Schlüssel des Forts wurden jetzt von dem Glarner Heinrich Lienhard verwaltet, dessen kritischer Beobachtung und vertrauenswürdig, farbiger Erzählung wir eine Fülle zuverlässiger Kenntnisse verdanken. Ein anderer Helvete, der Solothurner Jakob Wittmer, sollte auch bald Gelegenheit finden, sich unruhlich hervorzutun.

Wenig hatte sich unter den übrigen Ansiedlern verändert. Am Monte Diablo hauste immer noch John Marsh mit seinem Menschenhaß und seiner Squaw und brumpte über seine lärmigen amerikanischen Landsleute, die ihn in seiner Einsamkeit gestört hatten. Südlich vom Fort hatte sich am Cosumnefluß Sutters ehemaliger Koch Bill Daylor festgesetzt, nachdem sein unerbittliches Interesse an seines Meisters Lieblingskebbe seinen Abzug unvermeidlich gemacht hatte. In seiner Nähe lebte Perry McCoon, einst Sutters Herdenaufseher und der Gatte einer verabschiedeten Indianerfrau seines Herrn, einer Squaw namens Mary.

Sutters nächster Nachbar war immer noch John Sinclair. Ein wenig weiter oben am Amerikanerfluß lag Leidesdorffs Farm, die ein Meier bewirtete. Gegen Norden, ungefähr zwanzig Meilen vom Fort, lebten auf ihrer gemeinsamen Farm am Bear Creek der kleine Bill Johnson und Sebastian Keyser. Und schließlich hatte sich, als der allernördlichste der Ansiedler, Pierson Reading eben am Cottonwood Creek niedergelassen. Zwischen diesen Farmen waren da und dort noch andere angesiedelt, doch alles in allem zählten sie kaum vierzig, und mit wenigen Ausnahmen lebten sie mit Indianerinnen.

Die amerikanische Eroberung hatte also in dieser Hinsicht noch wenig Aenderung gebracht. Praktisch, wenn noch nicht gesetzlich, war das Land wohl unter dem Sternenbanner; aber die Annexion war noch weit davon entfernt, diesen westlichen Küstenstrich mit den

alten atlantischen Staaten verknüpft zu haben. Die beiden Küsten trennte immer noch, wie ein unermeßlicher, unerforschter Ozean, ein riesiges, kaum befahrenes Meer von Wüsten, Halbwüsten und öden Bergen.

6. Ein intimes Bildnis

Sutter selbst schien sich auf den ersten Blick wenig verändert zu haben. Stets mit peinlicher Sorgfalt gekleidet, wie es sich für einen Mann seiner hohen Stellung geziemte, sah er nach Edwin Bryants Beschreibung (1846) aus «wie ein Herr von fünfundvierzig oder fünfzig Jahren, und in seinen Manieren, seiner Kleidung und seinem Auftreten kam er dem, was wir einen 'Gentleman der alten Schule' nennen, so nahe, daß er zu der ruppigen Gesellschaft, die ihn umgab, in abgründigem Gegensatz stand». Man sah ihn nie außerhalb seines Kontors ohne den Stock mit dem silbernen Knauf. Mit seinem blonden Lockenhaar, seinen bezaubernden, klarblauen Augen und ihrem gewinnenden Zwinkern, mit seinem Schnurrbart und Backenbart, denen er die sorgfältigste Pflege angedeihen ließ, bei seiner vornehmen Höflichkeit und seinen feinen Umgangsformen, die er auch im Verkehr mit dem geringsten Mitglied seiner Kolonie zeigte, mußte er als echt blaublütiger König erscheinen, wie ein Paradiesvogel unter Krähen und Spatzen.

Trotz alledem, man kann sich der Ueberzeugung nicht entziehen, daß Sutter in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahr, in einem Alter also, in dem andere Männer den Gipfel der Laufbahn noch vor sich haben, die Höhe seiner Manneskraft bereits überschritten hatte. Hatte sich seine Jugend zu sehr hinausgezogen, so überfiel ihn nun das Alter viel zu frühzeitig. Jetzt schon war er *the old man*, «der alte Herr» von Neu-Helvetien; und diese Uebernamen, die ihm seine Angestellten gaben, waren recht zutreffend. Er sah älter aus, als er wirklich war. Die titanische Leistung, in der unerschlossenen Wildnis, ohne richtige Hilfskräfte, ohne Mittel ein kleines Königreich aufzubauen, hatte die Brunnen seiner Kraft erschöpft. Zwar sah er gesund und rüstig aus und war körperlich noch von großer Ausdauer; doch seine geistigen Kräfte sanken beständig.

Was Sutter so hoch über die Masse hinaus hob, waren die intuitiven Gaben seines Herzens und Gemüts, das Sprudelnde, Sprühende, Schillernde seines Wesens, die Spannkraft, das seltsam. Reizvolle seiner Persönlichkeit, seine Güte und seine wahrhaft königliche Erscheinung. Solche Gaben sind äußerst selten mit einem kühlen, scharf berechnenden Intellekt verschwistert, noch seltener mit der Leidenschaft für Systematik und Ordnung. Die glücklichen Eigenschaften, die Sutter besaß, sind unbezahlbar im gesellschaftlichen Verkehr, in allen jenen Lebenslagen, wo es auf unmittelbare, persönliche Berührung ankommt.

Wir verdanken es hauptsächlich Heinrich Lienhard, daß wir aus dieser Zeit ein anschauliches Bild besitzen über Sutters Beziehungen zu seinen Angestellten und über sein Privatleben. Dieser kleine, grundehrliche Glarner (einer von denen, auf deren Kommen Sutter sich so freute), hatte monatlang ohne Lohn die Meierei Mimal verwaltet und machte sich endlich nach dem Fort auf, um unter vier Augen mit Sutter zu reden, welcher, so schreibt er, «mich freundlicher aufnahm, als ich nach seinem letzten Brief erwartet hatte». Die Folge der Unterredung war, daß Lienhard Schlüsselwart im Fort wurde.

Auch im Fort erhielt er auf lange Zeit hinaus keinen Lohn. Erst nach verschiedenen Drohungen konnte er

(Fortsetzung Seite 1353)

*Stumpfenkenner
rauchen
Weber-Stumpfen*



Als Konduktör versteht er stramm
Und schneidig seinen Dienst beim Tram



Doch ausser Dienst, da weiss der Mann,
Was zur Erholung dienen kann.



Er zwinkert mit den Augen fein;
Ein Weber-Stumpfen muss es sein.

Weber-Stumpfen
Kennerstumpfen



LIGA-SPEZIAL leicht, mit blumigem
Aroma vorzügliche Mischung aus-
gesucht feiner überseeischer Tabake.
10 Stück Fr. 1.—

WEBER SOHNE A.-G. MENZIKEN



*Allen leistet
er gute Dienste...*



dem Reisenden, der stets Sklave des Fahr-
plans ist . . .



dem Touristen, der leichtbepackt und un-
abhängig sein möchte . . .



dem Unverheirateten, der die Bequemlich-
keit seines Heims nicht gern entbehrt . . .

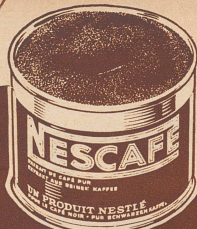


der Hausfrau, für den täglichen Gebrauch und
wenn unerwartet Besuch kommt . . .

kurz, allen denen, die den Fortschritt
und — auch den guten Kaffee lie-
ben. Ein wenig NESCAFÉ, heisses
Wasser, und Ihr Kaffee, ein vor-
züglicher Kaffee, ist augenblicklich
bereit.



Copyright



NESCAFÉ

EXTRAKT AUS REINEM KAFFEE

Der Blitz-Kaffee ohne Kanne

EIN NESTLÉ-PRODUKT

Sutter zu einem Abkommen bewegen. Sie verständigten sich dahin, daß Lienhard eine große Obst- und Gemüse-pflanzung anlegen sollte. Sutter lieferte Land, Werkzeuge, Samen, Setzlinge, Arbeiter und Zäune und versprach Lienhard den halben Ertrag der Gärten als Lohn. Doch beklagte sich Lienhard, «Sutter bekümmerte sich um meine Arbeit und das Resultat derselben so wenig, daß ich wiederholt an ihn schreiben mußte, besonders weil er mir auch die versprochenen Gartengerätschaften nicht verabfolgen ließ. Aber meine brieflichen Reklamationen schienen ihm wenig Eindruck zu machen. Ich begab mich daher persönlich ins Fort und stieg ihm auf die Bude. Trotz meiner Beschwerden, daß er auch den schriftlichen Vertrag nicht halte, blieb Sutter gelassen und voll Höflichkeit und Güte. «Kommen Sie und suchen Sie das ganze Fort aus, Sie wissen ja am besten, wo alles ist; nehmen Sie davon, was Sie brauchen. Sie wissen ja, daß wir uns in einem neuen Land befinden, wo man nicht alles so haben kann, wie man es sich wünscht etc.» Dies hatte er in so väterlicher Weise gesprochen und mich überhaupt so freundlich zu beruhigen gewußt, daß mein ganzer Groll, mit welchem ich gekommen war, sich legte und ich ihn wieder gern haben mußte. Ich kehrte also wieder zu meiner Arbeit zurück, immer wieder das Bessere hoffend.»

Auch das Trüpplein von Indianerinnen, das von morgens bis abends in Sutters Vorzimmer harpte, konnte der Hausmeier nicht billigen; ja, er war einer der wenigen, die sich darüber entrüsteten, obgleich solche Verhältnisse in jenen Grenzländern Alltäglichkeiten waren. Sutter in seiner erhabenen Stellung genoß hier natürlich Vorteile, die beinahe salomonisch zu nennen waren, und die er bei seiner sinnlichen Natur sich nicht entgehen lassen konnte. Nur die Besetzung des Forts durch eine amerikanische Garnison vermochte ihm eine Zeitlang eine gewisse patriotische Zurückhaltung aufzuerlegen. Damals geschah es, daß er sich von Manuiki trennte und sie seinem besten Insulaner, Kanaka Harry, nunmehr Majordomus im Hock, zur Frau gab.

Doch erlosch damit Sutters Interesse an Manuiki nicht ganz. Während sie in Hock wohnte, erwähnt das Tagebuch von Neu-Helvetien jeden Besuch im Fort, die Geburten der Kinder, die sie Harry gebar, und deren Tod. Ohne Zweifel blieb Manuiki für Sutter ein gefühlsschweres Bindeglied mit der romantischen Vergangenheit, die seit der amerikanischen Eroberung in weite Ferne gerückt schien.

Es ist vielleicht müßig, sich heute noch zu fragen, woher dieser vorzeitige Zerfall eines sonst so mannhaften Geistes kam? War dieses Nachlassen eine natürliche

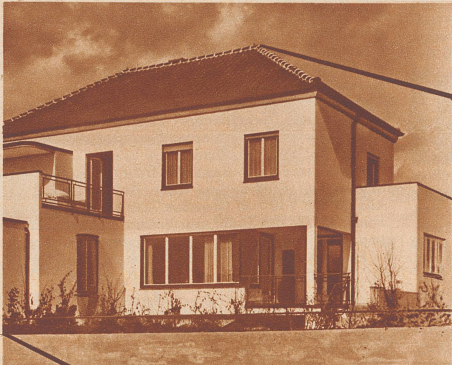
Folge der jahrelangen, allzu straffen, unablässigen Spannung? War es die Wirkung seiner Ausschreitungen? Oder entsprang es einer jener Launen des Schicksals, welche unser Verstand nicht zu fassen vermag?

Was immer die Ursache, Tatsache bleibt, daß die innere Auflösung im Gange war. Genau gesehen und als Faktor in diesem geschichtlichen Drama genommen, kann dieser Verfall, der gerade am Vorabend der Entdeckung des Goldes und des darauf folgenden Chaos einsetzte, nur als erschütterndes Element der Tragik empfunden werden. Zwiefach tragisch insofern, als Sutter selbst, ohne es zu ahnen, am meisten dazu beitrug, dieses alles umstürzende Ereignis heraufzubeschwören.

Das aber trug sich folgendermaßen zu:

7. Mühlen, Mormonen und Anasches Tochter

Wo ländliche Verhältnisse herrschen, da ist der Besitzer der Korn- oder Sägemühle König. Schon aus diesem Grunde mußte Sutter auch in diesem Wirkungskreis seines kleinen Reiches sein Herrschertum zur Geltung bringen. Seit 1840 tauchen in seinem Briefwechsel öfters Pläne für solche am Wasser laufende Mühlen auf.



Arch. Fred Traub, Zollikon

**Mit einer Feuerstelle
das ganze Haus
erwärmt und geheizt!**



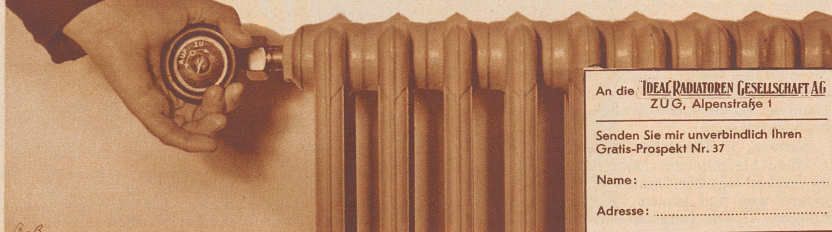
Im Keller, neben dem Kohlenraum, steht der „Ideal Classic“ Kessel: er läßt sich jeden Morgen und Abend mühelos bedienen. Nichts von Kohle schleppen! Kein Staub, keine Asche in der Wohnung – dafür aber Tag und Nacht, vom Herbst bis in den Frühling hinein, fortwährend eine behagliche, gesunde Wärme. Trotzdem sind die Heizkosten nicht höher als bei einer gewöhnlichen Heizung, dank der bewährten Konstruktion des „Ideal Classic“ Kessels. Schon bei drei Räumen macht sich die „Ideal Classic“ Zentralheizung bezahlt. Lassen Sie sich mit dem untenstehenden Couponausschnitt unseren Gratisprospekt No. 37 kommen.

„IDEAL“ RADIATOREN GESELLSCHAFT AG.

ZUG, Alpenstraße 1

Werk in DULLIKEN bei Olten

Wie angenehm wäre es mit **„IDEAL CLASSIC“**



An die **„IDEAL“ RADIATOREN GESELLSCHAFT AG.**
ZUG, Alpenstraße 1

Senden Sie mir unverbindlich Ihren
Gratis-Prospekt Nr. 37

Name:

Adresse:



**Rote und rauhe Hände werden
zart und glatt DURCH:
KALODERMA-GELEE**

DAS SPEZIALMITTEL IN TUBEN ZU
ZUR PFLEGE DER HÄNDE FR. 1.- UND FR. 1.75
KALODERMA A.G. BASEL



Bauen heißt Vertrauen

deshalb wenden Sie sich an das größte schweizerische Unternehmen, das spezialisiert ist im Bau von Chalets, Villen, modernen Holzhäusern. Die Windler-Werke besitzen darin langjährige Erfahrung und können Ihnen raten, welches Haus für Ihre Verhältnisse am besten paßt. Verlangen Sie die reich illustrierte Gratis-Broschüre.

Windler - Werke - Freiburg

Ihre Verwirklichung aber wurde aus dem einen oder andern Grunde immer wieder vereitelt. Nun aber, nach der amerikanischen Eroberung, ließ die Gewißheit einer raschen Bevölkerungszunahme (zehn- oder zwanzigtausend wurden aus Neu York, dem Mittelwesten und aus Oregon erwartet) ein weit ausholendes Bauprogramm durchaus notwendig erscheinen. Das Land mußte für die Aufnahme dieser Ankömmlinge vorbereitet sein. Zudem verlangte Sutters finanzielle Bedrängnis immer gebietlicher das Eröffnen neuer, reicher Erwerbsquellen, wie es Korn- und Sägemühlen nicht anders sein konnten. Denn — man mache sich dies immer und immer wieder klar — das Sternenbanner, welches nun über Sutters bis auf die letzte Schindelpfandem Dachdecke wehte, war teuer erkauft worden.

Wie es nun der Zufall wollte, so trafen gerade zu dieser Zeit eine Reihe von Umständen zusammen, welche die Inangriffnahme der Mühlenprojekte empfahlen. Erstens hatte Sutter in seinen Diensten einen ingenieus Sondernling, einen exzentrischen Mühlenbauer und Zimmermann, James Wilson Marshall, der schon eine, seiner Ansicht nach ideale Lage für eine Sägemühle, etwa fünfzig Meilen den Amerikanerfuß hinauf, entdeckt hatte. Mit dem Bau einer großen Getreidemühle, fünf Meilen oberhalb des Forts, hatte man übrigens schon begonnen, doch ging die Arbeit äußerst langsam vorwärts.

Da geschah nun etwas beinahe Wunderbares. In der letzten Hälfte des Monats August 1847 erschienen ungefähr hundertundfünfzig Mormonen des aufgelösten Mormonen-Bataillons, welche nach ihrem neuen Gottesstaat am Großen Salzsee unterwegs waren. Am Salzsee nämlich hatte die Kunde von der Eroberung Kaliforniens die Ueberlandbrigade der Mormonen unter Brigham Young getroffen. Und am Salzsee hatte daher der Mormonenpropheet beschlossen, zu bleiben. Auch die Mitglieder des kalifornischen Mormonenbataillons harrten jetzt nur auf den Befehl von Young, um nach jenem neuen Gottesstaat aufzubrechen. Und als hätte der Wink eines geheimnisvollen Spieltheaters die Boten aus den Kulissen dieses Schicksalstheaters herausgelockt, erschienen sie alsbald im Fort mit der Weisung des Propheten: «Bleibt! Bleibt, wo ihr seid, bis es möglich ist, im neuen Reich Utah für alle Heiligen Brot anzubauen.» So blieben diese hundertundfünfzig Mormonen in Neu-Helvetien liegen. Das Wunderbarste aber war, daß sich unter diesen Heiligen vom jüngsten Tag eine große Zahl außerordentlich tüchtiger Handwerker befanden. Gerade was Sutter aus innerstem Herzen seit Jahren erfehlt hatte!

Kurz zuvor, am 27. August, hatte er mit Marshall einen Vertrag und eine Teilhaberschaft geschlossen, und gleich am folgenden Tag war Marshall in die Berge gereist, um mit dem Bau der Sägemühle zu beginnen.

Unter Sutters Rategebern hatte einzig Bidwell vor diesem Unternehmen gewarnt. Er betrachtete die von Marshall ausgesuchte Lage als völlig ungeeignet. Das Projekt erschien ihm äußerst absurd und donquijotenhaft. — Der Platz, den Marshall gewählt hatte, lag übrigens weit außerhalb des Sutterschen Gebiets.

Bidwells Warnung war der gewohnte Wehe-Ruf der Vernünftig-Aengstlichen angesichts jeglichen Abweichens von den bekannten Schablonen menschlichen Handelns. Unter ähnlichen schlimmen Prophezeiungen hatte einst Kolumbus Anker gelichtet, um sich nach der Ansicht zeitgenössischer Besserwisser über den Rand der Welt zu stürzen. Nicht daß 1847 jemand daran gedacht hätte, Sutters Unternehmen mit dem Wagnis des großen Entdeckers zu vergleichen. Doch wollte es eine sonderbare Fügung, daß die Entdeckung bei Sutters Sägemühle auf das neunzehnte Jahrhundert nicht weniger tief, wenn auch nicht so anhaltend, wirken sollte, wie einst die Entdeckung des Kolumbus. Ja, die beiden Ereignisse waren nur Anfang und Ende desselben, sich über Jahrhunderte hinzichenden Abenteuer. Denn der offenkundige Zweck, um dessentwillen der Genuese einen kürzern Weg nach Indien suchte, wurde erst dreihundertfünfundsiebzig Jahre später bei Sutters Sägemühle erfüllt.

Für den Augenblick jedoch interessierte sich in Kalifornien niemand besonders für diese Mühle, es sei denn, um sich darüber lustig zu machen. Genau wie Bidwell schüttelte das ganze Land den Kopf über das Wagestück und nannte es «wieder eine von Sutters Verrücktheiten».

Für Sutter selbst aber — das steht ganz außer Frage — war der Bau der beiden Mühlen ein Ereignis von all-überragender Bedeutung. Seit Mitte September ließen sich die Mormonenarbeiter scharenweise von ihm dingsen. Er konnte diesen Leuten nicht genug Lob zollen und beschäftigte sie in jedem Winkel seines Reiches. Ihre Ankunft schien ihm ein unaussprechlich herrlicher Glücksfall zu sein, welcher wie durch Zauber seine ältesten und frömmsten Wünsche zum Leben brachte. So unerhört war ihr Eifer, daß am 2. Oktober ein Eintrag im Tagebuch von Neu-Helvetien zustande kam, welcher in den alt-kalifornischen Annalen der Arbeit eine phänomenale Seltenheit bedeutete. Er lautet: «Viele der Mormonen sind krank, weil sie zu streng arbeiten.»

Noch einmal regte sich nun der alte Sutter, von dieser unvergleichlichen Jungmannschaft lustig auf den Schul-

tern getragen und gerüttelt. Wieder stiegen Visionen vor ihm auf, vernünftiger als früher, und die Wirklichkeit einer von Schulden und Sorgen freien Zukunft schien beinahe schon mit Händen zu greifen. Ohne langes Zaudern lieferte der sonst so vorsichtige Thomas Larkin das Eisen für die Sägemühle. Dessen Empfang bestätigend, schrieb Sutter mit seiner alten Zuversichtlichkeit: «Die Sägemühle wird in etwa 4 oder 5 Monaten in Betrieb sein und kann nächstes Frühjahr oder im Sommer den Markt mit dem schönsten Tannenholz versehen. — Ende Dezember wird auch meine Getreidemühle von 4 Mühlgängen mit Steinen von 4 Fuß Durchmesser laufen und instande sein, sämtliches im Sacramentoal angebaute Korn zu mahlen, und es wird ein richtiger Großbetrieb sein. Nichts fehlt mehr zu diesem Unternehmen als die Beuteltücher, und ich nehme mir die Freiheit, Sie, den Förderer derartiger Unternehmen, darum zu bitten . . . Meine Gerberei ist jetzt auch wieder in guten Händen, ich habe 1500 Häute zu gerben. Ich habe zwei Gerbereien und drei Schuhmacher (Mormonen), alle meine Arbeiter an den Mühlen sind Mormonen und die besten Leute, die ich je angestellt habe. — Ich hoffe nun, daß, wenn die Getreidemühle, die Sägemühle und die Gerberei einmal gut gehen, ich bald aus meinen Schwierigkeiten heraus sein werde.»

So halte Neu-Helvetien vor Freude wieder. Man hätte glauben können, zwei Mühlen wären das Tausendjährige Reich. Auch das Tagebuch von Neu-Helvetien verrät in seiner trockenen, geschäftlichen Art, daß der Bau der Mühlen alle andern Tätigkeiten beherrschte und das Fort in einen Taubenschlag unauffälligen Eindringens verwandelte.

Dienstag, den 30. November 1847, heißt es zum Beispiel: «Ein sehr schöner Tag . . . Ging nach Natoma (so hieß der Ort, wo die Kormmühle gebaut wurde), um zu sehen, wie das Gerüst der Mühle aufgerichtet wird. 34 Arbeiter waren dabei beschäftigt und alles ging und kein Unglück geschah.» — Mittwoch, den 1. Dezember: «Das Mühlenthaus in Natoma fertig aufgerichtet.» — Donnerstag, den 2. Dezember: «Die Wagen mit Mehl und gesalzenerm Rindfleisch in die Berge geschickt (d. h. nach der Sägemühle in den Bergen) . . . Mr. Bidwell von Sonoma angekommen. Rüstete noch mehr Wagen aus, die morgen in die Berge gehen müssen. — Ein schöner Tag. — Henry Smith ging in die Berge ab.» — Freitag, den 3. Dezember: «4 Wagen mit Proviant nach der Sägemühle abgefertigt und 4 Wagen mit Proviant direkt an die Schindelschneider . . . Gingery & Lenox hatten Schwierigkeiten mit den Mühlsteinen. Schloß einen Vertrag mit Brouet & Kelly, um die für die Mühle noch notwendige Säge zu bekommen. Mr. Bidwell hat eine direkte Straße zur Mühle in Natoma abgesteckt. . . Ein schöner Tag.»

Dann stellte ein anderes, für das neue industrielle Zeitalter bezeichnendes Ereignis die Bautätigkeit für einige Tage in den Hintergrund. Das war die Ankunft von Kaliforniens erstem Dampfschiff:

Samstag, den 4. Dezember 1847, berichtet das Tagebuch: «Nachmittags kam das kleine Dampfschiff von San Francisco hier an nach einer Reise von 7 Tagen. Passagiere waren die Herren McKinstry, Petit, Stevens, Edde, Scott & Mrs. Gregson, Shaddon, Murphy, Sheldon, Saml. Smith, Daylor, Wyman, etc. etc. — Ein schöner Tag.» Das kleine Dampfschiff gehörte William A. Ledesdorff, welcher es den Russen abgekauft hatte. In Sitka als Vergnügungsdampfer für den Gouverneur der russisch-amerikanischen Kolonie gebaut, war das Fahrzeug recht klein, und die wenigen, im Tagebuch erwähnten Passagiere waren fast mehr, als es tragen konnte. Die Reise von sechs Tagen und sieben Stunden für eine Strecke von hundert Meilen (160 km) war höchst unbequem gewesen, denn der Dampfer fuhr gerade halb so schnell wie ein Fußgänger. Und doch war es eine denkwürdige Fahrt, insofern nämlich es die erste und letzte blieb. Nach der Rückkehr nach San Francisco ging das kleine Wanderding zufolge eines Sturmes an seinem Ankerplatz unter.

Während so das neunzehnte Jahrhundert mit raschem Schritt seiner Höhe zueilte, versank das Jahr 1847 in die Vergangenheit.

An seinem Ende jedoch steht noch einmal eine kleine Katastrophe, eine kleine, rührend-geheimnisvolle Tragödie, die uns nur durch einige halb kryptische, über die Blätter des Tagebuches von Neu-Helvetien verstreute Einträge angedeutet ist, die aber offenbar dem gefühlvollen Herzen Sutters sehr nahe ging. Es ist dies die kleine Tragödie von Anasches Tochter.

Anasche war der Häuptling, der vor mehr als acht Jahren mit seinem Stamm den Vorstoß des fremden Weißen aus dem Versteck beobachtet hatte, der Sutter dann als Pilot diente und schließlich Aufseher der Lachs-fischereien wurde. Zwar hatte er sich auch einmal an einer Verschwörung beteiligt, galt aber sonst als einer der treuesten Diener. Anasche besaß auch eine Tochter. Wieviel sie Sutter galt, können wir nur vermuten an Hand der stammelnden Äußerungen, die er dem Tagebuch anvertraute:

Sonntag, 19. Dezember 1847.

«Besuchte mich den Doktor Anasches Tochter, die im Sterben lag; der Doktor ließ ihr zu Ader, und wir gingen weg und kamen wieder, um ihr Medizin zu bringen . . . Die Jungmannschaft hatte Tanz.»

Montag, 20. Dezember 1847.

«Der Doktor besuchte Anasches Tochter, der es ein wenig besser geht.»

Dienstag, 21. Dezember 1847.

«Der Doktor ritt aus, um Anasches Tochter zu besuchen, die wieder gesund wird.»

Mittwoch, 22. Dezember 1847.

«Doktor Bates besuchte Anasches Tochter, der es besser geht. Anasche selbst war hier, um Mehl zu holen.»

Donnerstag, 23. Dezember 1847.

«Doktor Bates besuchte Anasches Tochter.»

Samstag, 25. Dezember.

«Weihnachtsessen im Haus der Hutmacher, von den Gerbern & Schuhmachern gegeben . . . Yanti kam in der Nacht mit der Nachricht, daß Anasches Tochter tot ist.»

Diese stockenden, zwischen nüchternen Bemerkungen über Handel, Bauten und Wetter versteckten Sätze verbergen ein persönliches Erlebnis, dessen Tiefe wir nicht einmal annähernd ermessen können. Während der Epidemie im Sommer und Herbst waren Indianer dutzendweise weggestorben, doch nur das Ableben ganz weniger ist im Tagebuch angeführt. Aber der Geist von Anasches Tochter klopfte Nacht für Nacht an Sutters Tür. Nur Anasches Tochter war wichtig genug, daß ihrretwegen mitten in der Nacht ein Bote zum Hause des Herrn entsandt wurde. War sie eine der un gekrönten Königinnen von Neu-Helvetien? Manuikis Nachfolgerin? Wir müssen es bei bloßen Vermutungen bleiben lassen. . .

Aber die Bedeutung der kleinen Tragödie geht weit über Sutters persönliches Empfinden hinaus. Wir stehen hier wieder an einem jener symbolischen Meilensteine. So, wie die einzigartige kurze Geschichte von Neu-Helvetien mit Anasches freundlichen Grüßen an den weißen Eindringling ihren Anfang nahm, so verkündet der Tod von Anasches Tochter den Anfang vom Ende. Es ist das Ende von Sutters indianischem Reich und das Ende der Indianertage Kaliforniens überhaupt. Ein Monat noch, und eine neue Aera bricht an. . .

8. Blitze aus den Bergen

Beinahe einen ganzen Monat noch ging freilich die Arbeit in dem frischen Allegro-Tempo weiter, welches mit der Ankunft der Mormonen angeschlagen worden war, und fast schien es, als wolle einer von ihnen Sutter sogar den Rang ablaufen. Das war Field, der Schmiedemeister. Am 7. Januar bemerkt das Tagebuch: «Heute wurde die Mühlengkurbel angefangen und wird morgen fertig werden, da das Eisen gut ist; dies ist die schwerste Schmiebearbeit, die hier je unternommen wurde und macht Field als gutem Arbeiter alle Ehre.»

Bei der Sägemühle selbst war die Arbeit mit erstaunlicher Raschheit fortgeschritten. Bis zum Neujahrstag war das Gerüst des Mühlenthauses errichtet. Auch der Damm war fertig und das Abzugsgerinne ausgegraben. Zum erstenmal wickelte sich alles nach Programm, glatt und freudig ab, und die Aussichten standen herrlich. Es war wie wenn der Name des Bergtales selbst den Ton angegeben hätte; die Indianer nannten es *Cul-lub-mah*, das schöne Tal, — das Coloma von heute.

Doch im Verlauf des Januars überzog sich der Himmel mit schwarzen, massigen Wolken, welche Ströme von Regen entluden, die kaum bedendeten Dämme der beiden Mühlen gefährdeten und den letzten Mann in angstvoller Spannung hielt.

Plötzlich erschien am 28. Januar während eines dieser Wolkenbrüche Marshall im Fort und fragte wie wild nach Sutter. Von jeher ein rätselhafter Mann, sah er jetzt, nach einem tollen Ritt von fünfzig Meilen durch Sturm und Regen, in seinem abenteuerlichen Hirschledergerand, seinem breitkrämpigen Hut und seinem mexikanischen *serape* (einem buntfarbenen Shawl), vollends wie ein Wahnwütiger aus. Von Wasser triefend, über und über mit rotem Lehm bespritzt, trat er keuchend und nach Luft ringend in Sutters Kontor neben der Wachtstube.

Der Anblick Marshalls in seiner phantastischen Aufmachung und mit seinem verstörtem Antlitz wirkte wie ein Schlag auf Sutter. Was sollte das bedeuten? Erst vor zwei Wochen war Marshall im Fort gewesen, um den Transport des Mühlgetriebes selbst zu überwachen, und noch am Tage vorher hatte Sutter einen Wagen mit frischen Lebensmitteln nach der Sägemühle geschickt. Es konnte dort an nichts fehlen. — War dies wieder eine Hiobspost? — War es der Damm —?

Doch Marshall ging nicht auf Fragen ein. Mit unerklärlicher Barschheit verlangte er, Sutter an einem Ort zu sprechen, wo sie ungestört und vor Lauschern sicher wären. Dieses Ansinnen schien Sutter höchst sonderbar, wenn schon bei einem mondsüchtigen Kerl wie Marshall nicht so ungewöhnlich, und er ging ohne Zaudern mit ihm in sein Wohn- und Schlafzimmer im Hauptgebäude. Dort verriegelte er auf Marshall's hartnäckiges Verlangen, zwar etwas ungern, die Tür.

Nachdem Marshall leidlich davon überzeugt war, daß sie allein waren und die Tür verschlossen, verlangte er zwei Schüsseln mit Wasser. Auf ein Klingelzeichen erschien ein Indianerknabe, der nach dem Verlangten geschickt wurde. Dann bat Marshall um ein Stäbchen

(Fortsetzung Seite 1357)

Gurgeln Sie richtig ?

Nicht nur vom richtigen Gurgelwasser, auch vom richtigen Gurgeln hängt der Erfolg ab.

Sie gurgeln rationell, wenn Sie den Kopf weit nach hinten beugen, zeitweise auch nach rechts und nach links seitwärts, wenn Sie die Flüssigkeit tief in den Rachen hinuntersinken lassen und ohne zu starkes Geräusch gurgeln. Bei lautem Gurgelgeräusch drängt die heraufgestossene Luft das Wasser nämlich wieder dem Munde zu, und die Flüssigkeit ist nur teilweise ausgenützt.

Wenn Sie richtig gurgeln, gurgeln Sie sparsam, besonders mit Sansilla, dessen 100 Gramm-Flasche Ihnen bei normalem Gebrauch fast für ein halbes Jahr reicht.



Sansilla

das Gurgelwasser für unser Klima
Ein Hausmann-Produkt. Erhältlich in Apotheken.

Jetzt mit Schraubverschluss zu haben

Originalflaschen zu 50 Gr. Fr. 2.25 zu 100 Gr. Fr. 3.50



Bildung

ein wertbeständiges Kapital für Sohn und Tochter

Neurasthenie

Nervenschwäche der Männer, verbunden mit Funktionstörungen und Schmerzen der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom Standpunkte des Spezialarzte ohne tierische Genußmittel zu verhüten und zu heilen. Wertvoller Ratgeber für jung und alt, für gefund und schon erkrankt, illustriert, neubearbeitet unter Berücksichtigung der modernsten Gesichtspunkte. Gegen Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen von Dr. med. Hausherr, Verlag Sileana, Héricourt 472

Vorbereit. **Staats-Stellen** in 3 Monaten (französisch od. italienisch inbegriffen) Handelsdiplom in 6 Monaten. Französisch, Englisch oder Italienisch garantiert in 2 Monaten. Ecole Tarné, Baden 31 oder Neuchâtel 31

Weltverbunden

durch den Schweizer Qualitäts-Radioapparat

Biennophone

Musik aus aller Herren Länder — rein und naturgetreu, wie im Konzertsaal. Verlangen Sie bitte im Radiogeschäft unverbindliche Vorführung des Biennophone



Juvena

Dieses elegante Teekleid ist typisch für die neue Herbst-Mode. Die Prinzess-Form betont die Figur-Linie. Den modischen Akzent geben die kleidsamen durchgehenden Vorderbahnen in zwei verschiedenen Farben, z. B. löschblattrosa und lavendelblau zum schwarzen Kleid.



Warum gibt dies

plastischere Figur ?

Genau so wie in der Kleidermode setzt sich auch in der Wäsche die neue Büstenlinie durch. Man verlangt von der neuen Herbstwäsche, daß sie auch unter der Büste tadellos anliegt, so daß die Büste wie herausgemiselt erscheint. Bei der oben gezeigten Juvena-Wäsche wird das erreicht durch eine im Büstenhalter eingearbeitete Gummilitze unter der Brust. Bitte lassen Sie sich diese neue Juvena mit der plastischen Büstenlinie in den guten Geschäften zeigen. Die Träger der Wäsche haben kleine Schieber, mit denen man den Sitz über der Brust beliebig regulieren kann. Bitte fragen Sie nach dieser neuen Büstenhalter-Wäsche Modell Juvena in den guten Geschäften. Falls nicht erhältlich, Bezugsquellen-Nachweis und farbigen Prospekt von Eugen Fischli; Zürich, Weinbergstraße 50, c.

Redwood-Holz, um Bindfaden und Kupferblech, und auf die Frage, was er denn damit anfangen wolle, erklärte er, er müsse eine Waage machen. «Aber ich habe ja Waagen genug in der Apotheke!» fuhr Sutter heraus und ging dann selbst eine holen, vergaß aber, als er zurückkam, die Tür wieder abzuschließen. Endlich zog Marshall aus seiner Hosentasche einen weißen Baumwollappen hervor, in den er etwas eingewickelt hatte — etwas Gelbliches, Metallähnliches. Doch gerade als er im Begriffe war, den Lappen auseinanderzuschlagen, und ehe Sutter recht hatte sehen können, was darin war, öffnete sich die Tür, und ein Schreiber trat ein, um Sutter betreffs der Kontorarbeit etwas zu fragen. Marshall wurde wütend! «Wie schnell Herr Marshall das gelbe Metall wieder in seine Tasche steckte, ist kaum zu beschreiben», erzählt Sutter.

«Nadhem der lästige Schreiber mit seiner Frage wieder verschwunden war, platzte Marshall heraus: «Da haben wir's! Habe ich Ihnen nicht gesagt, wir würden belauscht!» Es dauerte eine gute Weile, bis er sich beruhigte. Die Türe wurde von neuem abgesperrt, und endlich brachte Marshall aus der Tiefe seiner Tasche den geheimnisvollen Lappen wieder zum Vorschein. Er breitete ihn auseinander und hielt dessen Inhalt Sutter vor die Augen.

«Ich glaube, das ist Gold», sagte er mit bebender Stimme, gab aber dennoch zu, daß einige der Leute von der Mühle ihn ausgelacht und ihn für verrückt erklärt hätten.

Gold — ?! Das war eine unerwartete, ungewöhnliche Wendung...

Gespannt betrachtete Sutter die Muster, nahm dann Zuflucht zu der «Encyclopaedia Americana», von der eine alte Ausgabe seine Bücherbretter zierte, und nach-

dem er den Artikel «Gold» durchgelesen, machte er sich daran, die rätselhafte gelbe Substanz allen Versuchen zu unterwerfen, welche in der Verborgenheit des Zimmers möglich waren.

Zuerst wurde aus der Apotheke Scheidewasser geholt und das gelbe Metall damit behandelt. Es blieb unverändert. Es wurde auf der Waage mit einem gleichen Gewicht Silber balanciert (Silbermünzen im Wert von etwas über zwei Dollar war alles, was man im Fort auf-treiben konnte!), und als man die Waagschalen ins Wasser tauchte, da sank diejenige mit der gelben Substanz schwer herunter. Ganz offenbar war dies Gold feinsten Grades, mindestens dreiundzwanzig Karat, erklärte Sutter.

Wie war Marshall dazugekommen? Was war bei der Sägemühle geschehen? Es scheint, daß bei dem ersten, versuchsweisen Anlaufenlassen der Sägemühle sich ein schwerer Fehler herausstellte: Der Abzugskanal war am untern Ende nicht tief genug, sodaß das Wasser sich an einer Kiesbank staute, gegen das Mühlrad zurückfloß und dasselbe am Umdrehen verhinderte. Dies war um so ärgerlicher, als man an verschiedenen Stellen schon die oberste Felsschicht bloßgelegt hatte. Indessen blieb nichts übrig, als ein paar Tage alle Kräfte darauf zu richten, das Abzugsgerinne zu vertiefen. Die Aufgabe, den Fels zu sprengen, fiel Henry Bigler zu, einem jungen Mormonen schweizerischer Abstammung. Seine Gehilfen waren etwa zwanzig Indianer, welche den Kies des Kanalbettes aufgruben und die größeren Stücke gesprengten Felzens und Gerölls mit den Händen heraus-hoben. Nach Feierabend wurden dann die Schleusen geöffnet, damit das Wasser ungehindert durchströmen und den aufgelockerten Sand und Kies wegschülen konnte. Auf diese Weise hatte man ganz unabsichtlich mit dem

Goldwaschen in einer seiner primitivsten Formen, dem Schwemmen, den Anfang gemacht.

Es ist wohl möglich, daß Marshall eine Ahnung davon hatte, daß jene Berge Gold enthielten. Am 23. Januar nämlich, so erfahren wir aus den Berichten der Mühlenarbeiter, befahl er unversehens einem seiner Mormonen namens Brown, ihm eine Pfanne oder einen Blechteller zu bringen, womit er dann anfang, Sand aus dem Abzugsgraben zu waschen. Vorläufig behauptete er freilich nur, er «glaube, eine Goldgrube gefunden zu haben». Da er aber zum Beweis nichts vorzeigen konnte, machten sich seine Untergebenen reichlich über ihn lustig. Am Abend dieses Tages ließ Marshall wieder die Schleuse öffnen und gab Bigler und Brown den Auftrag, «sie am Morgen wieder abzuschließen» und «etwas Sägemehl, faules Laub und Erde hineinzustopfen, um sie ganz dicht zu machen».

Frühmorgens am nächsten Tag, während die Mann-schaft noch in ihrer Hütte beim Frühstück saß, kletterte Marshall in den Abzugskanal hinunter, nachdem vor-er die Schleuse abgedichtet worden war. Und siehe da! In Ritzen und Vertiefungen des entblößten Gesteins, etwa sechs Zoll unter der Oberfläche des Wassers, er-blickte er einige schimmernde Dingerchen, welche er sorgfältig aufhob und in dem eingedrückten Kopf seines Wollhutes sammelte. Darauf ging er zu seinen Handwerkern. Seinen alten weißen Hut liebevoll im Arme tragend und «wunderbar zufriedenen und gutmütig aussehend» — während er sonst eher saueröpfisch war — erklärte er strahlend: «Jungens, bei Gott, ich glaube, ich habe eine Goldgrube gefunden!» Seinen Hut auf der Werkbank absetzend prunkte er vor der erstaunten Versammlung mit seinem Fund glimmernder kleiner Körnchen und Plättchen.



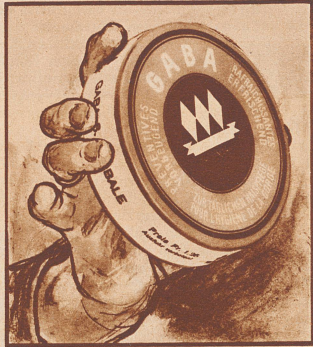
„Multi, geh nicht weg, lies mir bitte etwas vor!“
„Gleich, aber der Vater ruft.“



„Komm mit, Du warst heute noch gar nicht an der Luft.“
„Ich kann nicht von Maxi weg, hörst Du, er ruft schon wieder.“



„Frau Schmidt, erkälten sich Ihre Kinder auch so leicht wie unsere?“



„Nein, sie sind nicht mehr so empfindlich seit sie immer Gaba auf den Schulweg mitkommen.“ Gaba als Schutz vor Erkältung!



Frauen, welche an Nervenschwäche

Hystero-Neurasthenie, nervösen Herzbeschwerden, Begleiterscheinungen u. Folgen d. Klimakteriums, Ausflüssen, Nervenschmerzen u. Nervosität leiden, schicken das Wasser (Urin) u. Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- und Naturheilmstitut Niederrhein** (Ziegelbrücke). Gegründet 1903.

Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.

ANNAHME-SCHLUSS

für Inserate, Korrekturen, Umdispositionen usw. 13 Tage vor Erscheinen einer Nummer; jeweils Samstag früh. — Bei Lieferung von Korrekturabzügen benötigen wir die Druck-Unterlagen fünf Tage früher.
CONZETT & HUBER
INSERATEN-ABTEILUNG

Was dem Bergler sein Seil,
bedeutet der Hausfrau ihr Wäscheseil.



Ein Besty, auf den sie in jeder Lebenslage zählen kann, der in gesunden und kranken Tagen die an ihn gestellten Forderungen erfüllen muß.
Der Tourist wird sich beim Kauf eines Seiles nur vom Qualitätsgedanken leiten lassen.
Aber auch die kluge Braut und Hausfrau weiß die Bedeutung haltbarer Wäsche zu schätzen und ihre Erzeugnisse volle Gewähr leistet.
«Schwab-Wäsche» wird aus besten Rohmaterialien hergestellt und mit größter Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt verarbeitet. Deshalb übernimmt die Firma für jedes Wäschestück volle Garantie.
Bei Bedarf an Aussteuer- oder Haushaltwäsche verlangen Sie unsere unverbindliche, bemusterte Offerte.

Schwab & Cie., Bern, Leinenweberei

Wenn gute Möbel
dann Pfister Möbel

Ungekübte FRAUEN...

Wenn Sie glauben, mit bemalten und mit einer dicken Schminkeschicht bedeckten Lippen die Männer fesseln zu können, sind Sie in einem großen Irrtum. Solche unnatürliche, zu sehr geschminkte Lippen küßt man nicht! Diese grausame Enttäuschung werden aber nur jene Frauen erleben, welche das neue Rouge GUITARE — Küsse ohne Spuren — noch nicht kennen. Rouge GUITARE verleiht schon beim ersten Gebrauch den Lippen jene gesunde, natürliche Schönheit und jugendliche Frische, welche die Männer so bewundern, hält den ganzen Tag, ohne daß Sie nachziehen brauchen und hinterläßt keine Spuren. Das Rouge GUITARE ist in 8 verschiedenen, leuchtenden und durchsichtigen Nuancen erhältlich, sowie in 6 neuen Farben «Beauté naturelle 1938». Ein Probemodell (für einen Monat) zu Fr. 0.75, Originalmodelle zu Fr. 1.75, 2.75 und 6.— in allen Parfümerien erhältlich. Depot: SODIP S. A., (serv. M 3) Genf.

GUITARE
Küsse ohne Spuren



Die Arbeiter hänselten Marshall wegen seines Optimismus. Einer von ihnen, Azariah Smith, zog sofort ein goldenes Fünfdollartück, welches er aus seinem Armeesold gespart hatte, aus der Tasche; man verglich Marshalls rätselhafte Dingerchen damit, biß sie zwischen den Zähnen, und sie hielten den Vergleich wohl aus. Daraufhin wurde eines der Körnchen im Feuer erhitzt, es kam glänzend und ungeschwärzt heraus. Auf dem Amboß ließ es sich so dünn wie Papier aushämmern. Ein anderes wurde in siedende Lauge geworfen, welche die Köchin des Lagers, Frau Weimar, gerade zur Herstellung von Seife bereit hatte. Auch die Lauge griff die glänzenden Stückchen nicht an.

Nach und nach schwanden die Zweifel. Aber am Abend dieses epochemachenden Tages befiß sich Henry Bigler doch noch einer gewissen Zurückhaltung, als er

in sein Tagebuch schrieb: «Heute wurde im Abzugskanal eine Art Metall gefunden, das wie Gold aussieht.»

Während der nächsten paar Tage untersuchten nun alle Handwerker jeden Morgen den Mühlenkanal aufs genaueste, und jedes nächtliche Schwemmen desselben legte wieder ein neues Häufchen der Substanz mit dem verheißungsvollen Glanz bloß. Am vierten Tag endlich fand Marshall, es sei höchste Zeit, Sutter von dem Fund zu unterrichten und seine größeren Kenntnisse zu Rate zu ziehen, um die letzte Spur von Zweifel zu verwischen. Denn bereits hatte «das Fieber eingesetzt und das Gold stieg allen zu Kopfe». Nach dem allmorgendlichen Auflesen der Körnchen wurde zwar die regelmäßige Arbeit wieder aufgenommen, «aber man sprach von nichts mehr als von Gold».

Das ist die Geschichte, welche Marshall in stockender, unzusammenhängender Rede hervorbrachte, während er mit Sutter in dessen Zimmer eingeschlossen war. Marshalls Bericht, sein anfänglich ausweichendes Gebaren, die Erörterungen, Unterbrechungen, das Durchlesen des Artikels im Lexikon, das Beschaffen der Versuchsmaterialien, die Experimente selbst, all das hatte einen halben Tag in Anspruch genommen. Doch endlich ging Marshall die Geduld aus. Er wollte nach der Sägemühle zurück, trotzdem die Nacht unterdessen weit fortgeschritten war und der Regen immer noch in Strömen fiel. Er weigerte sich, Nahrung zu sich zu nehmen und drängte im Gegenteil darauf, daß Sutter ihn unverzüglich begleite. Das konnte Sutter nicht, und so verschob auch der Mühlenbauer seine Abreise auf den folgenden Morgen.

(Fortsetzung folgt)

Totenbücher

VON HANS BAUMANN

Der Glaube, daß die lebenden Menschen das Schicksal der Verstorbenen im Jenseits beeinflussen können, liegt nicht nur der katholischen Totenmesse zugrunde, sondern ist auch in vielen nichtchristlichen Religionen zu finden. Er wurde besonders in zwei Kulturkreisen zu ganzen religiösen Systemen mit komplizierten Ritualen entwickelt, nämlich bei den alten Ägyptern und bei den Tibetanern. All dies ist in ihren sogenannten «Totenbüchern» festgelegt.

Diese Totenbücher beruhen auf der Vorstellung, daß die Seele nach dem Tode im Jenseits besondere Prüfungen zu bestehen habe, deren Ausgang dann für ihr weiteres Schicksal ausschlaggebend ist. Daher liegt es nun den Priestern ob, der nach dem Tode hilflos umherirrenden Seele beizustehen, indem man ihr aus dem Totenbuch laut und deutlich vorliest. Es wird ihr gesagt, auf welcher Stufe in der Totenwanderung im Jenseits sie sich jeweils befinde, und welches die Namen der Götter und die Bedeutung anderer Erscheinungen seien, in deren Angesicht sie nun tritt. Zudem wird ihr gesagt, wie sie sich gegen diese zu verhalten habe. Wenn die Seele die Anweisungen, die sie hört, befolgt und das «Richtige» tut und sagt, so kann sie zu den nächsten Prüfungen fortschreiten. Diese bestehen weniger im Erleiden von Schmerzen zum Zwecke einer Läuterung, wie im Purgatorium, sondern ist ein richtiges Examen, wo es auf Reife und Wissen ankommt, auf richtiges geistiges Verhalten gegenüber jenen eindrucksvollen Erscheinungen im Jenseits.

Das ist der Sinn, der den Totenbüchern zugrunde liegt. Dagegen sind nun die Vorstellungen über die Seele und das Jenseits in Ägypten und in Tibet grundverschieden.

Das altägyptische Totenbuch haben die Ägyptologen in mehr als 160 Kapitel eingeteilt. Von diesem dicken Buch begleiten die ersten Kapitel die Seele auf dem Wege nach der Unterwelt, deren Eingang da liegt, wo die Sonne untergeht. Sie bestehen in sehr schönen Anrufen an die Sonne, an den Sonnengott Ra, an Osiris und Horus, deren Wohlwollen auf die ankommende Seele herabbeschworen werden soll. In der Unterwelt, dem Totenreich, begegnet sie vielen Göttern, die sie alle mit richtigen Namen ansprechen muß. Am Tore der großen Gerichtshalle, vor die sie nunmehr gelangt, hat sie eine Art Vorprüfung abzulegen: «Ehrfurcht Du, o großer Gott, Herr der doppelten Maat. (Göttin der Gerechtigkeit und absoluten Regelmäßigkeit). Ich kenne Dich, ich weiß Deinen Namen... Ich habe keinem Menschen Böses getan. Ich habe kein Glied meiner Familie beiseite geschafft... Nie war mein ersted Gedanke, daß übermäßige Arbeit (der Sklaven) für mich getan werden sollte... ich habe nicht gemordet... niemanden morden lassen... den Kindern nie die Milch von den Mäulern weggenommen... ich bin rein, rein, rein...»

In der eigentlichen Gerichtshalle, an deren Längswänden zweiundvierzig Götter als Totenrichter sitzen, zum Teil mit Tierköpfen, redet die Seele jeden einzelnen an und beteuert ihm: «O Weitschreitender, der aus Heliopolis kommt, ich habe keine Sünde getan. O Feuerumarmter, der aus Ture kommt, ich habe nicht geraubt...» Es folgen ähnliche Beteuerungen in bezug auf Betrüben, Stehlen, Töten, Lügen, Fluchen, Verleumden, Unzucht, Opfergaben, Unterschlagungen usw. Der Inhalt dieser Bekenntnisse bezieht sich auf ähnliche ethische Grundsätze, wie wir sie aus den zehn Geboten kennen, nur noch genauer bezeichnet. Einige beziehen sich ganz realistisch auf die besonderen Lebensbedingungen in Ägypten: «Ich habe keine Wasserrinne angeschnitten», d. h. er hatte niemals die Bewässerungsrinnen, welche das Hochwasser des Nils auf alle Felder verteilt, zur uner-

laubten Zeit angestochen (in vielen Gebieten mit künstlichen gemeinsamen Bewässerungsanlagen stand auf Diebstahl des Wassers durch zu frühes Ableiten hohe Strafe, so heute noch im Kanton Wallis; in der Provinz Chengtu in Westchina kennt man für dieses Vergehen sogar die Todesstrafe; ebenso war es in Valencia in Spanien unter arabischer Herrschaft usw.).

Nun wird die Seele vor dem Thron des Osiris auf einer großen Waage abgewogen, wobei das Ergebnis von dem Weisheitsgott Thot auf einer Schreibrtafel genau notiert wird. Ist auch diese Probe erfolgreich bestanden, wandert die Seele noch durch andere Räume, wozu von den Hinterbliebenen noch zahlreiche magische Riten vollzogen werden, damit sie den Göttern gleich werde, gleiches Wissen habe und in dem Totenreich frei ein- und ausgehe. Der Sinn der meisten Riten ist allerdings sehr dunkel; das Ziel ist, daß jede Seele schließlich zu einem Osiris selbst wird, nach der Auffassung im neuen Reich.

Ist aber die Seele vom Totengericht als unwürdig befunden, so wird sie von einem wilden großen Schwein, das neben der Waage steht, verschlungen und stirbt so den «zweiten Tod». Man sieht, letztem Endes war die Erringung der Unsterblichkeit das Ziel des komplizierten Totenkults.

Uns interessiert natürlich besonders die ethische Haltung der Nachkommen. Dem ganzen umfangreichen ägyptischen Totenkult, der Einbalsamierung, den kostbaren Grabbauten, den Riten, dem Totenbuch liegt neben den erwhnten primitiven Anschauungen auch der Osiris-Isis-Mythos zugrunde. Osiris, der den Menschen den Ackerbau und die Sprache gelehrt hatte, wird von seinem Bruder Seth getötet und die in vierzehn Stücke zerschnittene Leiche über das ganze Land verstreut. Isis findet diese nach langem Suchen, setzt sie zusammen und mit Hilfe des Weisheitsgottes Thot und seiner magischen Sprüche aufersteht Osiris als Herrscher im Totenreich. Sein Sohn Horus überwindet den Seth. Diese Treue der Gattin und der Freunde des Osiris wurde zum erhabenen Vorbild für die Nachkommen eines Verstorbenen: denn diese wollen für ihn all das tun, was jene Götter für Osiris getan haben.

Aus allem geht eindeutig hervor, daß Osiris ein Gott der Auferstehung war, und der ganze Mythos wurde in großen, berühmten Passionsspielen dargestellt, an dem in einigen Partien alle Zuschauer teilnahmen. Andere Teile, wie gerade die Erweckung, waren als Mysterien geheim. So sind in diesem Glauben, der mindestens bis ins dritte vorchristliche Jahrtausend zurückgeht, viele christliche Ideen schon vorweggenommen, was auch die Kirchenväter anerkannten, die Osiris als Vorläufer Christi betrachteten. Wenn uns auch viele Sprüche und Riten des Totenbuches noch so eigenartig und skurril vorkommen, so zeigt doch die ägyptische Religion ein Ringen um die Erlösung aus dem primitiven Dämonenglauben zu einer Vergeistigung der Seele.

Das Tibetische Totenbuch, «Bardo Thödol» genannt (erschien in deutscher Uebersetzung mit einem Kommentar von C. G. Jung bei Rascher & Co., Zürich), zeigt das gleiche Bestreben, wenn auch die Vorstellungen andere sind; denn hier hat die wandernde Seele nach dem Tode unzählige Erlebnisse, die von dem Vorleser an der Leiche ganz ausdrücklich als ihre eigenen Ausstrahlungen erklärt werden. Damit sind alle Erlebnisse als innere, nichtsinnliche bezeichnet. Ich habe dies vorausgeschickt, weil dadurch die Eigenart des Bardo Thödol verständlicher wird. Bardo Thödol heißt wörtlich: «Befreiung durch Hören im Nach-Tod-Zustand». «Bardo» ist eine Art Zwischenreich des Bewußtseins; es bedeutet denn auch «Bewußtseinstufe». Es gibt deren sechs, wovon die Seele eines Verstorbenen innerhalb neunundvierzig Ta-

gen drei durchwandert. Denn nach dieser Zeit erfolgt ihre Wiedergeburt in einem neuen Lebewesen auf Erden, gemäß dem tibetischen Glauben an die Seelenwanderung, ähnlich wie im indischen Buddhismus; aber dort wird die Seele im Augenblick des Todes sofort in einem anderen Wesen neu geboren.

Der Moment des Todes gilt als der allerwichtigste, denn jetzt erfährt die Seele das große ewige Urlicht. Kann sie den blendenden Glanz aushalten, so ist sie von allen weiteren Wiedergeburt befreit und geht erlöst in das Licht ein. Um daher nicht zu sehr zu erschrecken und den wichtigen Augenblick zu verpassen, soll der Sterbende nicht halbbewußt oder gar bewußtlos in den Tod hinüberdümmern, was man zu verhindern sucht, oft sogar durch Zerdrücken der Halschlagadern oder durch besondere schrille Pfeiftöne. Aber auch der Geheiligste aller Sterbenden fällt beim Anblick des Urlichtes in Ohnmacht, aus der seine Seele erst nach drei Tagen erwacht. Sie weiß dann noch nicht, daß der Leib gestorben ist und will in diesen zurück. Er wird deshalb verbrannt, zerstückelt und vor die Geier, oder bei den niedrigen Kasten in einen Fluß geworfen. Nachdem die Seele über ihren neuen Zustand klar geworden ist, sieht sie nunmehr farbige Lichterscheinungen, in welchen ihr der göttliche «Vater-Mutter» erscheint, sowie auch höllische Dämonen; vom sechsten Tage an sieht sie große Zauberkreise, sogenannte Mandalas, in welchen viele Götter sitzen, einmal die friedliebenden, wissenhaltenden, dann die schrecklichen bluttrinkenden Gottheiten. Aber von all diesen großen, farbenreichen, eindrucksvollen Erscheinungen heißt es im Totenbuch, daß sie nur Ausstrahlungen der Seele selbst seien, die dann auf sie herabschnehen. Alle, auch die schrecklichen Götter, sind Schutzgottheiten, «von innerhalb deines eigenen Gehirns stammend», oder «aus den vier Abteilungen deines Herzens... sie kommen von da innen heraus und schnehen auf dich».

Die Vorstellungen in dem ägyptischen und tibetischen Totenbuch stellen in diesem Sinne außerordentliche Gegensätze dar. Der Ägypter stellt sich auch im Jenseits die Dinge als konkret und materiell vor. Der Mensch des Ostens dagegen hält auch die äußere Welt für eine subjektive Vorstellung, für eine Illusion und Sinnestäuschung.

Allerdings werden auch im tibetischen Totenbuch vom 18. Tage an die Erscheinungen scheinbar immer greifbarer. Die Seele sieht nun wirkliche Dinge, die ihr große Freude oder Schrecken bereiten, bevor sie durchschaut. Dann kommt sie in das Purgatorium, wo sie mehrmals zerrissen und zerhackt wird. Am 40. Tage beginnt die Vorbereitung für die Wiedergeburt, wobei ihr große Naturkatastrophen, wilde Tiere und Dämonen solche Angst einjagen, daß sie sich verstecken will, in Felsspalten, hohlen Bäumen, riesigen Blumenkelchen usw. Aber all das sind nur Trugbilder weiblicher Schosse von wirklichen Erdenwesen, und zwar von Menschen niedriger Kaste oder von Tieren, von Wesen also, die unter ihrer früheren Lebensform stehen. Hat sie dem Trieb, sich zu verstecken, widerstanden, so wird sie jetzt von Bildern fruchtbarer Täler und schöner Seegestade verführt. Nur wenn sie auch hier festbleibt und den Anweisungen des Vorlesers folgt, wird sie am 49. Tage in einem etwas höher entwickelten Wesen als zuvor geboren.

Der Grundgedanke der Totenbücher, daß die Lebenden den Seelen im Jenseits Erklärungen und Anweisungen geben müssen, wie auch alle in ihnen enthaltenen Vorstellungen erscheinen uns sehr fremdartig; sie zeigen uns aber, wie sich in vielen Kulturkreisen die Menschen in sehr gründlicher Weise mit den Schicksalen ihrer Toten beschäftigen.